

Marius Kriege

Nach Süden





Marius Kriege

Nach Süden



TELESCOPE VERLAG

Zum Autor

Marius Kriege, 1984 in Osnabrück geboren, entwickelte bereits in seiner Jugend eine Begeisterung für das Reisen und das Schreiben. Nach der Schulzeit und ersten Schreibtätigkeiten für Lokalzeitungen studierte er Politikwissenschaften in Kassel und Hamburg. Auf zwei langen Reisen durch Australien und sechs Länder Südamerikas sowie vielen weiteren Trips lernte er die Vorzüge und Herausforderungen des Individualreisens kennen.

Marius Kriege lebt und arbeitet in Hamburg. Nach zahlreichen Artikeln auf Reiseblogs wie *Reisedepeschen.de* oder *The Travel Episodes* veröffentlichte er Ende 2017 in Eigenregie sein erstes Buch *Einmal Europa zum Mitnehmen, bitte*. Ende 2019 folgt nun sein zweites Buch *Nach Süden*.

Impressum

1. Auflage: Dezember 2019

© Telescope Verlag

www.telescope-verlag.de

ISBN: 978-3-95915-055-2

Preis: 16,90 Euro

Eine Reise braucht keine Beweggründe. Sie beweist sehr rasch, dass sie sich selbst genug ist. Man glaubt, dass man eine Reise machen wird, doch bald stellt sich heraus, dass die Reise einen macht, oder kaputtmacht.

*Nicolas Bouvier,
L'Usage du Monde*

Für alle, die jemanden verloren haben
und sich fragen, wie sie jemals
darüber hinwegkommen sollen

Für alle, die seit Jahren aufbrechen
wollen und es bisher nicht geschafft haben

Prolog

Um ein Haar hätte ich niemals davon erzählt.

Niemals ist übertrieben. Ich hätte auf die Frage, wie es denn nun auf meiner Reise gewesen sei, die Augen schmäler gestellt, den Kopf ein wenig bekümmert auf die Seite gelegt, die Stimme leiser gedreht und gesagt: »Toll!«

Und damit wahrscheinlich viele Menschen beleidigt.

Man kann es nicht beantworten. Man kann eine solche Erfahrung nicht kurz und knapp in wenigen Sätzen oder gar Worten zusammenraffen, ganz sicher nicht auf eine Art, die den anderen zufrieden zurücklässt.

Das liegt zum einen an der Frage:

»Und, wie war's?«

Das fragt man, wenn jemand von der Routinekontrolle beim Zahnarzt kommt. Da will man keine großartige Antwort hören, sondern nur ein „Schon okay, aber unangenehm. Kennst du ja selbst.“ Kennt man ja auch. Zum Zahnarzt gehen wir alle. Oder sollten wir zumindest, von Zeit zu Zeit.

Ein halbes Jahr nach Südamerika abhauen, das machen wir nicht alle. Sollten wir aber, von Zeit zu Zeit. Es kann einem mehr helfen als der Besuch beim Zahnarzt.

Zum anderen gibt es Erfahrungen, die man nicht erklären kann. Man muss dabei gewesen sein. Das ist gemein, aber wahr. So antwortete ich auf die Frage, wie sie es verdiente: »Toll!« Und damit hatte es sich meistens erledigt. Was hatte ich auch anderes erwartet? Unser Alltag ist nicht darauf

ausgerichtet, uns damit zu beschäftigen, wie es einem entfernten Freund, einem Verwandten oder einem Ex-Freund geht, der sich gerade auf der anderen Seite der Erde ein schönes Leben macht.

Stopp! Hier taucht bereits das erste und womöglich größte Missverständnis auf. *Sich ein schönes Leben machen* – eine Reise ist das nicht. Eine Reise ist knallhart. Besonders in Länder, die nicht unseren Ansprüchen an Hygiene, politischer Sicherheit oder die Zuverlässigkeit eines Fahrplans genügen (wobei die Genauigkeit des Fahrplans seit meiner Rückkehr noch südamerikanischer geworden ist, wie mir scheint).

Auf einer großen Reise ist es oft langweilig, einsam, schmerzhaft, angsteinflößend, und kurz darauf gleich wieder befreiend, glücksspendend, herausfordernd und abenteuerlich. All das – diese ununterbrochene Achterbahnfahrt der Gemütszustände und der eigenen Befindlichkeiten, dies irgendwie festzuhalten, schien mir lange unmöglich. Aber mit der Zeit, die seit meiner Rückkehr verstrichen ist, wurde mir klar, dass ich es zumindest versuchen muss. Weil mich jene fünf Monate im fernen Süden in vielerlei Hinsicht verändert haben, und es eine Schande wäre, niemandem davon zu erzählen.

Es ist später Abend und ich setze mich an den Schreibtisch, mit einem starken Kaffee, bei gedimmtem Licht. Dieses Funzeln erinnert mich an die Kabinenbeleuchtung auf dem Hinflug. Der Geschmack des Kaffees erinnert an die Nachmittage in Buenos Aires. Der Blick auf die Landkarte dieses elegant geformten, extremen und verwirrenden Kontinents erinnert an die Route, die sich nach und nach wie von selbst ergab. Ich lasse meine Erinnerung sinken, gehe tiefer und tiefer zurück, Schicht für Schicht trage ich die Zwischenzeit ab, bis ich wieder genauso einsam und aufgeregt bin wie am Tag meiner Abreise.

Es kann beginnen. Und eine innere Stimme meldet sich tief in mir und flüstert mir zu, nicht lange zu überlegen, sondern einfach loszulegen und es genauso zu erzählen, wie es passierte.

Also dann: »Vamos!«

Ganz allein

Neuntausend Meter über Frankreich liegt eine Frau am Boden. Das matte Kabinenlicht lässt ihr Gesicht fahl wirken, wie Backpapier sieht es aus. Die asiatische Stewardess mit den braunen Augen stürmt im Eilschritt und einem nach Karneval wirkenden Miniatur-Erste-Hilfe-Koffer an meinem Platz vorbei. Der Vorhang zum nächsten Kabinenabschnitt wird geschlossen. Ringsum herum bereits erste Spekulationen.

»Das ist ein Herzinfarkt. Na toll, jetzt müssen wir irgendwo runter gehen. Das dauert ewig.«

»Das ist das Essen. Mir ist auch schon etwas mulmig. Hoffen wir, dass die Piloten etwas anderes bekommen haben.«

»Günther, erinnerst du dich noch, als du damals auf dem Weg nach Teneriffa...?«

Nur Regina plaudert weiter unberührt auf mich ein. Was meinen Kopf noch vor einer halben Stunde dorthin brachte, wo ich ihn nicht haben wollte, ins Hier und Jetzt – in diese Boeing 747-400 – macht mich nun dankbar für jede Ablenkung von meiner Nervosität. Ach was, sagen wir doch, wie es ist: von meiner Angst. Regina und Heinz sind für die vierzehn Stunden Flugzeit von Frankfurt nach Buenos Aires meine direkten Sitz-, also Leidensgenossen. Die Romantik der Luftfahrt wurde längst eingeholt von der beengten, häufig Platzangst auslösenden Realität. Trotzdem bleibt der eigentliche Vorgang ein kleines Wunder: Du steigst im deutschen nieselsberegneten Herbst in eine riesige, metallene Zigarre mit zwei Flügeln an der Seite, und während du nur sitzen, essen, dich unterhalten und über dein Leben nachdenken musst, wird dieses technische Wunderwerk dich später im

südamerikanischen Frühling wieder ausspucken. Da braucht mir keiner mit Physik und technischen Fakten kommen – für mich ist das irre.

Deswegen lasse ich mich lieber auf Regina und Heinz ein, um nicht tiefer in vertrackte Gedanken abzustürzen. Heinz schätze ich auf mindestens siebzig, er hört schlecht. Regina schätze ich etwas jünger ein, vielleicht Mitte sechzig. Sie war bis vor kurzem Redakteurin einer süddeutschen Lokalzeitung. Regina und Heinz imponieren mir mehr und mehr, als wir gerade über Spanien Richtung Südwesten steuern. Die unlängst zu Boden geglittene Frau sitzt wieder aufrecht, weilt wieder unter uns Leidenden, der Herzinfarkt ist ausgeblieben, das Essen war bekömmlich. Regina erzählt, dass Heinz und sie in den nächsten vier Monaten nur aus einem Grund in Südamerika sein werden: Fahrrad fahren. Seit Jahren haben sie sich auf diesen Trip vorbereitet. Mit dem Rad erkundeten sie bereits den kanadischen Westen und weite Teile Spaniens. Nun also Argentinien und Chile.

»Nur mit der Sprache hapert es noch immer«, sagt Regina. »Ich habe ein bisschen Spanisch gelernt, mein Mann spricht es überhaupt nicht.«

»Da geht es mir ähnlich«, antworte ich zögernd.

»Aber sollten Sie für eine so lange Reise die Sprache nicht beherrschen können?«

Ich lächle und winke ab.

»So schlecht ist mein Spanisch nun auch wieder nicht«, behaupte ich. Warum muss ich lügen? Um einer Fremden gegenüber nicht einzugestehen, wie unvorbereitet ich mich fühle, wie überstürzt sich dieser Flug trotz wochenlanger Vorbereitung anfühlt? Und weshalb ich weit weg will? Was heißt, will? Muss! Ganz weit weg. Den meisten Menschen zu Hause antwortete ich auf die Frage nach dem *Warum* mit dem klassischen Drang nach Freiheit und Abenteuer. Vor der Trägheit und Einöde unseres Alltags wegzulaufen, klingt immer noch glaubhafter und beinhaltet weniger Erklärungsbedarf als vor sich selbst oder seiner inneren Leere wegzulaufen.

Wobei Weglaufen vielleicht nicht ganz zutreffend ist, schießt es mir durch den Kopf, als der Servicewagen der Stewardess zum vierten Mal mein Bein touchiert und ich aus einem beginnenden Halbschlaf aufschrecke. Ein blauer Fleck mehr, eine Mütze Schlaf weniger.

»Möchten Sie noch etwas trinken?« Meine Gedanken rotieren, sie kreisen. Was tue ich hier? Was erwarte ich denn von dieser Reise? Mein Inneres hat eine harte Bauchlandung erlebt, sicher, doch die wird bestimmt nicht dadurch getilgt, dass ich mich weit weg bewege. Seinem Ich kann man nicht entkommen. Kurz gesagt: Ich habe Angst. Angst vor meiner Courage, die gerade flöten geht, Angst vor den vielen Wochen, die ich allein vor der Brust habe und die auch dadurch sicher nicht leicht werden in nächster Zeit. Angst vor den Erinnerungen an einen Freund, der nicht mehr da ist. Und zur selben Zeit freue ich mich wie ein kleines Kind auf das, was kommt. Nach meinem ersten Studiengang hatte ich bereits Australien bereist, für ein halbes Jahr. Aber damals kam ich mir weniger verloren, weniger auf mich allein gestellt, vor. Australien ist das Mallorca-Äquivalent des internationalen Backpackers geworden: Viel Sonne, viel nackte Haut, viel Alkohol und jeder spricht Englisch. Damit mich niemand falsch versteht: Australien ist ein wunderschönes Land und ausdrücklich eine Reise wert, aber es ist trotz seiner geografischen Entfernung, seiner vermeintlichen Isolation, kein Reiseziel, um sich weit weg von seinem zu Hause und damit von seiner Vergangenheit zu fühlen. Es ist zu einfach. Es gibt zu viel, das einen an das *normale Leben* erinnert.

Im Endeffekt ist es völlig egal, wie mein Leben bis gestern noch aussah, doch für einige Umstände spielt es allemal eine Rolle und die Geschichte, die es zu erzählen gilt, wäre ohne meine Zerrissenheit nicht zu verstehen. Es gibt viele Ereignisse, einen Menschen aus dem Konzept zu bringen und der Verlust gehört sicher zu den schwerwiegendsten. Und an dieser Stelle wird es Zeit, den Verlust beim Namen zu nennen: Er heißt Tobi. Ein guter Freund, und gemeinsam hatten wir wenige Monate zuvor philosophische Gespräche geführt. Dadurch begann ich damit, mich verstärkt mit dem Begriff ›erwachsen‹ auseinanderzusetzen. Tobi und ich, wir standen beide vor dem, was man wohl ›Erwachsensein‹ nennt. Obwohl ich noch jung bin, wurde mir früh klar, dass dies weniger einem Prozess als einzelnen Ereignis-

sen zu verdanken ist. Menschen sprechen oft davon, durch eine spezifische Erfahrung >erwachsen geworden< zu sein. Ich würde nicht unbedingt sagen, dass man ab dem Moment erwachsen ist, an dem man sich seines eigenen Scheiterns bewusst wird. Aber ich glaube doch daran, dass der Zustand, den wir >erwachsen< nennen, auf Einschnitte im Leben folgt, in denen wir von einem Moment auf den anderen unsere Ausrichtung der eigenen Persönlichkeit, der eigenen Ziele und Vorstellungen ändern *mussten*. So geht es mir momentan. Diese Reise sollte eigentlich eine Reise zu zweit werden – bis Tobi erkrankte und binnen kurzer Zeit verstarb.

Mein Muffensausen vor dem, was kommt, hat indes auch eine ganz banale, eine finanzielle Komponente. Säße ich bereits mit im Boot der >Erwachsenen<, so könnte ich mir auf diesem Trip wahrscheinlich mehr leisten. Doch ohne feste Arbeit im Vorfeld fehlt mir ein großes Budget. Ohne viel Kohle einen solchen Trip zu starten, das klingt lange Zeit romantisch für mich. Aber nun, da ich diese Monate direkt vor meiner Nase baumeln sehe wie eine verlockende und zugleich abschreckende Mohrrübe..., ich weiß nicht recht. Ich reise mit knappem Budget, was bedeutet, dass ich immer die günstigste Option wählen muss, ganz gleich, ob es um ein Bett, ein Essen oder eine Fahrkarte geht. Ich möchte den Menschen und Orten nicht ihr Gesicht abfotografieren, ohne ihr Gesicht selbst zu sehen, sondern tief eintauchen. Kurzum, ich werde alles auf die harte Tour machen müssen. Leider habe ich keine Vorstellung davon, *wie hart* die harte Tour sein wird. Je länger ich auf meinem engen Sitzplatz darüber nachdenke, desto klarer wird mir, dass mir genau diese harte Tour den nötigen Arschtritt für mein Erwachsenwerden liefern könnte. Demnach ist es also bei aller Unruhe und bei allen Sorgen höchste Zeit, dass es endlich losgeht, dass dieser Plan Gestalt annimmt.

Also dann, du trunkener Vogel von einem Flugzeug, du überdimensionales Stück Blech, bring mich weg von hier und trage mich zu diesen magischen, weit entfernten Orten im Süden, den kargen Berge und dem dampfenden Dschungel, zu den Steppen und den Gletscherzungen, den Wüsten und den langen Stränden, den Bohnen und dem Pisco Sour, den Affen und Alligatoren, Kondoren und Lamas, den Latinas mit ihren langen, pechschwarzen, lockigen Haaren und den Latinos mit ihren Zigarren und perfekt gestutz-

ten Bärten, den heiligen Kirchen und den passionierten Gitarrenspielern, den verqualmten, überbrodelnden Städten mit ihren Bars, ihren Cafés und Steakhäusern, ihren Anzügen und ihren Bettlern, den von Palmen umrankten Dörfern, über deren mit Kopfstein gepflasterten Gassen der Wind in den baumelnden Wäscheleinen spielt. Bring mich dorthin, und ich schwöre, ich werde voll und ganz da sein, ich will ganz im Hier und Jetzt sein mit allem, was ich habe. Ich will in den Süden.

Zu dick aufgetragen? Ich verstehe. Gleichwohl sitzt man nicht alle Tage in so einem Flieger, mit der Aussicht auf fünf Monate Freiheit und keinem blassen Schimmer, was man mit ihr anfangen sollte. Woher kommt sie eigentlich, diese unbändige Lust auf die Ferne? Dieses ständige Unterwegssein, auch in Europa? Dem Rest meiner Familie scheint es zu Hause relativ gut zu gehen, zumindest kommen die anderen nie über die üblichen Wochen Jahresurlaub hinaus. Ich war immer gern unterwegs. Ob im Auto, im Zug, zu Fuß – Hauptsache, es bewegt sich. Wenn andere fragten, wann wir endlich da wären, fragte ich nicht mit, sondern sah aus dem Fenster und auf den Asphalt, der von unserem Fahrzeug verschluckt wurde. Oder auf den Schienenstrang der Gleise nebenan. Oder auf die Felder, die Häuser, die Bäume, den Horizont. Ich bin mir nicht sicher, meine jedoch, dass es mit der Weltkarte meiner Oma begann.

Im alten Büro meiner Oma schlummerte sie vor sich hin: Vergilbt, an den Rändern abgewetzt und scheinbar aus jener Welt herausgefallen, die sie mir wie ein riesiges Bilderbuchbild zeigte. Unter ihr das gemaserte Holz der dicken Tischplatte. Ich erinnere, wie ich mit sechs oder sieben Jahren auf einen Stuhl stieg und mir die Karte ganz genau ansah. Wieder und immer wieder. Endlos lang. Daraus resultierte für mein Leben gleich zweierlei. Erstens: Ich bekam in Erdkunde, was in der Grundschule noch Sachkunde hieß, die besten Noten, da ich mich mehr und mehr mit Ländern, Städten und Meeren auskannte. Und zweitens: In mir wuchs der Wunsch, all die bunten Flecken auf dieser großen Karte zu besuchen, mit Leben zu füllen, sie „in echt“ zu sehen. Wie es wohl wäre, am Rande einer Linie vor dem endlosen Blau des Pazifiks zu stehen? Wie *ist* es dort, so in echt? Damals dachte ich weniger über die Menschen nach, ich wusste noch nichts von Yoga in Indien, Haschisch

in Afghanistan, von Wodka in Sibirien oder Tango in Argentinien. Es war mehr die Sehnsucht, so weit von meiner kleinen, behüteten Welt wegzukommen, wie es eben ging. So weit weg zu sein, wie würde sich das anfühlen? Würde man Angst bekommen, da man getrennt war von allem Vertrauten? Würde man dortbleiben wollen, weil es dort schöner oder bunter oder vielversprechender war als daheim? Das konnte ich mir schon eher vorstellen, denn dieser kleine grüne Klecks, dort inmitten Europas, auf dem das Wort „Deutschland“ gerade eben so draufgequetscht passte, das konnte doch nicht das Einzige sein. Oder doch? Erst später, sehr viel später, ungefähr siebzehn Jahre und siebzehntausend Kilometer später, lernte ich Australien kennen und dort begriff ich, dass diese Flecken, die so weit weg sind, niemals ganz erreicht werden können. Sie bleiben Sehnsuchtsort, selbst dann noch, wenn du in der Realität vor Ort bist. Und doch lernte ich, dass all diese Flecken mit Menschen und Leben und Natur vollgestopft sind, und dass es nichts Besseres geben kann, als sie zumindest zu besuchen. Es geht dabei weniger um das Ziel, sondern um den Weg, um das Unterwegssein selbst. Ohne Bewegung bewegt sich für mich nichts, das ist ein Fakt und deswegen war es nötig, den Rucksack zu schultern, meine eigene Welt zu verlassen und aufzubrechen, wann immer es geht. Genau jetzt geht es, und da mein Freund nicht mehr dabei sein kann, geht es eben abermals nur allein. Nur ich und mein *Ich*.

Mein momentanes *Ich* dämmert vor sich hin und fragt sich, ob es überhaupt funktionieren kann, sich einen Traum zu erfüllen, den man doch eigentlich zu zweit geträumt hat. So lange habe ich diesen Abflug herbeigesehnt und nun dominiert die Angst. Da kommt mir Regina gerade recht und fragt, ob wir uns in Richtung Toilette die Füße vertreten wollen. *Ja, ich will*. Auf dem schmalen Gang möchte sie dann wissen, warum es für diese lange Reise ausgerechnet *dieses* Ziel sein muss. Warum Südamerika? Nun, das lässt sich schon eher beantworten. Südamerika war für mich seit jenen Kindheitstagen vor der Landkarte meiner Großmutter ein Ort unterschiedlichster Extreme. Nicht nur dank seiner Lage, als schmale Landmasse umringt von den zwei größten Wassermassen der Erde. Seine verworrene Geschichte, seine vielfältigen und höchst widersprüchlichen Kulturen und eine sich durch alle vorstellbaren Klimazonen windende Natur machen es zu dem für mich spannendsten Kontinent. Dazu reifte seit Tobis dramatischem Tod ein Bild

in mir; ein Bild, das immer wieder zurückkehrte, sich neu und neu erfand und es immer wieder in meine Gedanken schaffte. Jemand wandert mit einem Rucksack durch eine fremde, aber wunderschöne, raue Landschaft, durch eine unaussprechliche Leere. Über ihm ein weiter, eiskalter Himmel. Vor ihm nur Freiheit. Leere, klare Weiten bis zum Horizont: Patagonien. Der südlichste Teil unserer bewohnten Welt, bevor man weiter südlich in der Antarktis die Eismassen dahinschrumpfen sieht. Dieser Wanderer sollte ich sein. Von diesem Erdteil war ich immer fasziniert gewesen, doch nie konnte ich dorthin. Das Bild des einsamen Wanderers blieb zwar immer im Hinterkopf, aber es war eher eine Art Notausgang, falls einmal alles zusammenbrechen sollte.

Alles war nicht zusammengebrochen, aber sehr viel. Den Rest erledigte das Lesen von Weltliteratur. Ich lese viel und schnell, aber normalerweise lese ich keine große Literatur. Zu dem Zeitpunkt, als mir meine Felle davon zu schwimmen drohten und ich nicht mehr ein noch aus wusste, nicht mehr sicher war, in welche Richtung mein nächster Schritt führen sollte, lief mir ein Name über den Weg, den ich nur vom Hörensagen kannte: Bruce Chatwin. Sein Werk ›In Patagonien‹ habe ich in anderthalb Tagen verschlungen. Dass ich jetzt in diesem Flugzeug sitze, auf dem Weg in Richtung dieser Leere, von der ich bei ihm nur gelesen habe, das ist verrückt.

Nach vierzehn unendlich scheinenden Stunden übernimmt das Leben die Kontrolle, in dem die Realität gerne in ganz banalen Schritten vonstattengeht, step by step. Wir landen morgens um acht Uhr Ortszeit in Buenos Aires. *Bienvenidos*. Eine freundliche Morgensonne scheint auf unser Flugzeug, das gestern Abend noch im herbstlichen Sprühregen von Frankfurt parkte. Ich verabschiedete mich von Regina und Heinz und wünsche ihnen viel Glück, sie mir ebenfalls. Denn Glück braucht man auf Reisen immer. Als ich in der Warteschlange für die Passkontrolle stehe, komme ich mir überhaupt nicht vor wie an einem anderen Ort der Welt. Tja, so sind Flughäfen nun mal. Sie sind das Austauschbarste, was dir auf einer langen Reise begegnet, sie sind mehr Non-Orte als wirkliche Orte. Nicht einmal die deutsche Sprache kann ich hinter mir lassen.

»Nein Schatz, es war alles ruhig. Jetzt muss ich erst mal ins Hotel und danach rufe ich dich wieder an. Wie geht es denn der Kleinen?«

Normalerweise gehe ich allem Deutschen gern aus dem Weg, wenn ich im Ausland bin. Seit Australien habe ich gelernt, dass überall, egal, wie isoliert ein Plätzchen auf der großen, weiten Welt auch liegen mag, schon Deutsche sind. Irgendein Peter oder Sebastian oder eine Annabelle werden sich schon eingefunden haben, mit Outbackrucksack, Dreadlocks und einem Ratsschlag, wo es in der unmittelbaren Umgebung das günstigste Bier gibt. Jaja, ich habe gut reden, ich selbst schaffe es ja schließlich auch an diese Plätze. Doch ich verurteile es nicht wirklich, ich sage nur, dass ich in Deutschland schon genug Deutsche treffe; in der Fremde muss das nicht unbedingt sein. Hier und jetzt bin ich jedoch extrem unsicher, ich muss irgendwie günstig in die Innenstadt kommen und die lange Anreise hat mich müde und skeptisch gemacht.

»Entschuldigung. Sind Sie zum ersten Mal in Buenos Aires? Sie klangen gerade so, als ob Sie sich bereits auskennen«, versuche ich ein Gespräch zu beginnen.

»Nein, ich war schon zwei Mal hier. Ich arbeite für Coca-Cola. Und momentan betreue ich hier ein Projekt.«

Worum es dabei wohl gehen mag? Werbung? Noch mehr Zucker in die Brause? Den Matete von Platz eins der alkoholfreien Getränke verdrängen? Vielleicht soll ja der Name überdacht werden. Das Wort „Cola“ bedeutet auf Spanisch „Schwanz“. Im weltoffenen Buenos Aires mag man das komisch finden, aber ansonsten besteht Südamerika – trotz aller Klischees (Stichwort: Latinas und Machos) –, aus hochkatholischen Gesellschaften. Insofern ein unglücklicher Name für ein Erfrischungsgetränk.

»Wie komme ich auf dem schnellsten Weg nach San Telmo?«, hake ich nach.

»Schnell geht hier erst mal *gar nichts*«, belehrt mich der Mann, der sich

als Marcel vorstellt. Er ist schätzungsweise Ende dreißig, spricht sehr schnell und wirkt hochneurotisch.

»Aber wo du schon fragst, ich selbst nehme ein Taxi. Wenn du willst, fährst du bei mir mit, zahlt ja die Firma.«

Ich werde diesen Mann nie wiedersehen. Auch werde ich keine Cola mit ihm trinken. Und doch bin ich dankbar, dass ich dem Klang der deutschen Sprache dieses Mal nicht widerstehen konnte. Umsonst bis in die Stadt zu kommen klingt höchst verlockend.

Auf dem Weg zum Taxi reagiert Marcel schockiert und belehrend, als er hört, dass ich fünf Monate lang allein unterwegs sein möchte. Womöglich auch, weil ich ihm bereits fünf Minuten nach unserem Kennenlernen anmerke, dass die Zeiten seiner Freiheit und damit die Chance auf so eine Reise vorbei sind. Belehrend, weil er sich hier auszukennen scheint, oder zumindest so tut als ob.

»Na ja, in der Stadt bleibe ich ja nur für eine Woche«, merke ich an.

»Egal. Auf dem Land ist es noch viel schlimmer.«

»Ach so.«

»Wie willst du denn durch Südamerika reisen? Bist du etwa ganz allein unterwegs?«

»Ja, habe ich doch gesagt. Nur mein Rucksack und ich.«

»Autsch!«

»Hast du dir wehgetan?« Ich mache eine Kunstpause, bevor ich weiter spreche. »Jedenfalls werde ich wohl meistens mit Bussen reisen. Vielleicht auch per Anhalter. Mal sehen.«

»Wahrscheinlich sprichst du auch kaum Spanisch? Hier versteht niemand Englisch. Niemand.«

»Wir sind ja auch in Argentinien.«

»Ja, aber an einem Flughafen. Ich bitte dich.«

Am Taxistand beginnt eine fünfminütige Diskussion über den Preis, dann geht es los. Die knapp einstündige Taxifahrt ins Zentrum wirkt einschüchternd auf mich. Nicht weil Marcel weitere Warnungen und Tiraden gegen meine Alleinreise ausspricht, sondern wegen der Kulisse rechts und links der Autobahn. Seit zwanzig Minuten fahren wir mit hohem Tempo Richtung Stadtzentrum und seit zwanzig Minuten umgeben uns nichts als Häusermeere. Mein Kopf fragt sich, ob Marcel mit zumindest dieser einen Mahnung nicht doch recht behält: Wird mich diese fremde Welt – allein, wie ich bin – womöglich überfordern?

Mein vorab gebuchtes Hostel befindet sich im Stadtteil San Telmo, unweit des Microcentro am *Río de la Plata*. Mitten auf der *Avenue 9 de Julio*, der breitesten Straße der Welt, wie die stolzen Porteños nicht müde werden, zu betonen, steige ich aus dem Taxi.

»Viel Glück. Sei bloß vorsichtig. Ganz allein ist das nicht einfach, was du vorhast.«

»Danke, Marcel.«

Der Taxifahrer hievt meinen Rucksack aus dem Kofferraum. Wenigstens in einem Punkt hielt Marcel Wort: Die Fahrtkosten übernimmt Cola. Ist der Schwanz also meistens doch für etwas gut. Das Taxi verschwindet im Verkehrsgetümmel und ich stehe wie angewurzelt auf dem Gehweg und mache mir zunächst einmal ein Bild von meiner Umgebung. Viele Farben, chaotischer Verkehrslärm, der Gestank von Abgasen brennt in meiner Nase. Die Sonne scheint angenehm warm. In Sichtweite ein Bürogebäude mit dem Antlitz Evita Perons als Neon-Röhre an der hohen Fassade, weit dahinter

der berühmte Obelisk, den man auf vielen Fotos dieser Metropole zu sehen bekommt. Dreizehn Millionen Einwohner hat Buenos Aires – offiziell. Die echten Zahlen dürften höher liegen, der Zulauf in die armen Randbezirke ist enorm. Und ich stehe irgendwo mittendrin, mit schwerem Gepäck, übermüdet, überfordert, ohne mehr als drei Sätze Spanisch zu sprechen und ohne eine Menschenseele zu kennen, bei der ich ankommen könnte.

Doch jetzt geht es los und es gilt, mein Hostel zu finden. Zunächst aber brauche ich Bargeld. Vor meiner Reise habe ich extra ein Sparkonto eröffnet, also ein Konto, auf dem keinerlei Geld bewegt wird. Von diesem Konto werde ich in den nächsten fünf Monaten leben – so jedenfalls stelle ich mir das vor. Nun also los, um den ersten Bankautomaten zu suchen, direkt an der *Avenue 9 de Julio*. *Cajero automático*, eine der ersten Vokabeln, die ich mir im Voraus draufgeschafft habe. Die Leute verstehen mich auch prompt, aber entweder mögen sie keine deutschen Touristen mit Augen, aus denen die kompletten vierundzwanzig Stunden Anreise sprechen, oder sie besorgen sich ihr Geld nicht an einem Automaten. Als ich schon leicht verzweifle, entdeckt mich ein junger Bettler.

»*Cajero automático*? Die nächste Straße rechts, Amigo.«

Der erste Einheimische, der mir auf dieser Reise hilft, ist ein Bettler. Das gefällt mir, zumal, wenn er einem den Weg zum nächsten funktionierenden Bankautomaten weist.

Endlich mit Pesos im Portemonnaie begeben sich dann parallel zur breiten Prachtstraße in Richtung Süden, in Richtung San Telmo. Mein Rucksack schnürt mir ein wenig die Luft ab, ich gerate ins Schwitzen. Wie weit kann es sein? Plötzlich biegt einer der vielen Linienbusse mit ohrenbetäubendem Lärm um die Ecke, ein *Colectivo*. Es wird immer wärmer, daher hat der Fahrer die Vordertür geöffnet und obwohl der Bus prall gefüllt ist, sitzt der Fahrer rauchend am Steuer. Das Fenster geöffnet, stößt er den Qualm elegant und entspannt aus, hupt nebenbei noch ein soeben an der nächsten Kreuzung anhaltendes Auto aus dem Weg und schafft es neben all dem, sich lautstark mit einem neben ihm stehenden älteren Fahrgast zu

unterhalten. Einen Meter vor meiner Nase biegt der Bus dann links ab und lässt die alten Fensterläden der umliegenden Wohnhäuser klappern. Noch lange, nachdem der Bus weg ist, qualmen seine rußigen Abgase in der Luft.

Die Begegnung mit diesem Busfahrer scheint ein Klischee schon mal zu bestätigen, gilt diese Stadt schließlich als Heimat der Exzentriker. Wenn man reist, begegnet man Klischees, oder man wird zumindest mit fremden Gewohnheiten konfrontiert, die einen an Klischees erinnern. Wenn ich an einen typischen Argentinier denke, denke ich zuerst an Maradona. Als höchst umstrittener Trainer der Nationalmannschaft hatte er gerade noch so die Qualifikation für die Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika klar gemacht, woraufhin er vor der versammelten Journaille, die ihn monatelang fertig gemacht hatte, verlauten ließ: »Jetzt könnt ihr mir alle einen blasen.« Zugegeben, Maradona ist ein Extrembeispiel, und doch gilt es als unumstritten, dass Argentinier gewisse Tendenzen der Arroganz an den Tag legen. Viel italienisches Blut fließt durch die Familien dieser Stadt, viel Blut aus Süditalien, um genau zu sein. Stolz ist ein eminent wichtiger Motor, und wenn Stolz aufgrund wachsender Arbeitslosenzahlen und der immer noch hohen Staatsverschuldung kein Ventil mehr findet, neigt jeder Mensch recht bald zu einer gewissen Fehleinschätzung des eigenen Charakters. Nennen wir das Kind beim Namen: Zu einer Selbstüberschätzung.

All das geht mir durch den Kopf, als ich mit dem schweren Rucksack auf dem Rücken und dem kleinen vor der Brust durch die Straßen marschiere. Nach einer halben Stunde des Wanderns durch das Schachbrettmuster San Telmos finde ich mein Hostel *Puerto Limon* an der *Chacabuco*. Doch selbst das Erreichen dieses ersten Ziels lässt mich nicht zur Ruhe kommen. Es ist früher Dienstagmittag, als ich eintreffe und von dem kolumbianischen Lebemann an der Rezeption in mein Acht-Bett-Zimmer geleitet werde. In vier der acht Betten wird noch geschlafen, es riecht nach Socken, Schweiß und Alkohol. Der Deckenventilator kühlt den Raum nicht ab, er verwirbelt nur den Gestank. Ich gehe wieder hinunter in den modernen, aber gemütlich eingerichteten Aufenthaltsbereich. An den Wänden bunt gemischte Dekorationen, zumeist aus dem alternativen Umfeld. Viel Che Guevara, viele Gitarren, viel Revolutionäres, oder eben solches, was Künst-

ler dafür halten. Auf einem der Sofas zu meiner Rechten sitzt ein junges Paar aus Südafrika.

»Hi. Where are you from?«

Ich lächle in mich hinein, diese Frage habe ich seit Australien nicht mehr allzu oft gehört.

»Germany. I just arrived.«

»Are you travelling all alone?«

Wie kann das sein? Wie kann diese Reise so anfangen? In meinem Kopf schien meine heutige Ankunft in Buenos Aires so etwas wie ein Neuanfang zu sein, in jedem Fall etwas Tolles und Aufregendes, auf das es sich zu freuen lohnt. Und nun ständig diese Frage, von Regina und Heinz, von Marcel und jetzt schon wieder.

»Ganz allein?«

Scheiß drauf, jetzt bin ich hier und jetzt geht es los. Ich habe es ja genauso gewollt, also antworte ich auch.

»Ja, ich reise ganz allein. Und vor mir liegen fünf Monate und ich entscheide ganz allein, was ich mit ihnen anfangen.«

»Wow«, lächelt die junge Frau, »das wird eine großartige Zeit. Ganz bestimmt.«

Und zum ersten Mal seit meinem Check-in in Frankfurt habe ich keine Angst mehr. Auch keine Zweifel. Endlich kann ich durchatmen und lächeln.

»Ja. Das glaube ich auch.«

Tango und Totentanz

Du wachst morgens auf, frohen Mutes und energiegeladen, überzeugt davon, dass sich dein Leben nun auf die eine oder andere Art und Weise ändert, ja ändern muss, geht ja gar nicht anders. Doch noch vor der ersten Tasse Kaffee hält dich dein altes Leben zurück, wie ein zu enger Schuh, dem du nur mithilfe eines Schuhlöffels entkommen kannst.

Nur: Woher nimmst du jetzt einen Schuhlöffel fürs Leben?

Gleich an meinem ersten Morgen scheint der Schuh nicht bloß zu eng, sondern wie festgeleimt. Vom ersten wachen Moment an bin ich überfordert, wobei meine Wahl eines Achtbettzimmers eine große Rolle spielt. Die Überforderung weckt mich in Gestalt einer jungen Französin, die über mir in dem klapprigen Doppelstockbett liegt. Dieses aus billigem Pressspan gezimmerte Bett schaukelt sanft hin und her. Ein leises Seufzen ist zu hören, das rasch zu einem Stöhnen heranwächst. *Oh nein, nein, nein, bitte nicht, ich will das nicht hören.* Doch ich höre es und nun, da ich es höre, kann ich es nicht mehr verdrängen. Was tun, wie auf so etwas reagieren? Nonchalant aufstehen, einen guten Morgen wünschen und einen Kaffee trinken gehen? Gegen das Kopfende des Bettes klopfen, wie ein Nachbar, der mit dem Besenstiel von unten klopft und nach Ruhe verlangt? Oder lieber so tun, als bekäme ich gar nichts mit, weil ich noch in einem komatösen Tiefschlaf verweile, wie es dem Rest der Leute im Zimmer zu gelingen scheint? Bingo, ich entscheide mich für Letzteres, aber leicht fällt es mir nicht.

Na dann: Bonjour, Buenos Aires.

Wenn eine Stadt auf diesem Kontinent in den vergangenen zehn Jahren einen wahren Boom erlebt hat, dann ist es die argentinische Metropole. Nach dem totalen wirtschaftlichen Kollaps im Jahr 2001 übernahmen die Kirch-

ners das Ruder und das ganze Land – besonders aber die Hauptstadt – erleben einen neuen Aufschwung, ohne dabei tatsächlich vom Fleck zu kommen. Doch der Ruf und die Anziehungskraft der Stadt strahlten weit genug, um neue Horden an Künstlern, Bankern, Studenten, Sportlern und Reisenden aus aller Herren Länder anzulocken. Als ich mich an diesem Morgen auf meinen Weg Richtung Nordwesten mache, entlang der *Avenue 9 de Julio*, tobt rund um mich das Leben der zweitgrößten Stadt Südamerikas. Viele der offiziellen 38.000 schwarz-gelben Taxis schleichen hupend an mir vorbei; hupend, weil der Berufsverkehr die achtzehn Spuren der weltweit breitesten Promenade verstopft. Dazu kommen viele der *Colectivos* mit ihren ungefilterten Abgasen. An einer Abbiegung zischt ein grünes Exemplar dieser altertümlichen Busse dreißig Zentimeter vor meiner Nase vorbei, knapp genug also, um endgültig aufzuwachen. Rappellvoll ist er, Vorder- und Hintertür sind geöffnet. Durch das offene Seitenfenster flucht der kettenrauchende Fahrer laut vor sich hin. Bereits nach fünf Minuten bin ich unaufmerksam und trete in einen der zahllosen Hundehaufen auf dem Bürgersteig, die wie ein Meteoritenhagel täglich auf die Innenstadt niederregnen. Die Cafés sind bereits gegen zehn Uhr morgens gut besucht, Geschäftsmänner und Frauen plärren in ihre Handys, unterhalten sich lautstark, wild gestikulierend. Vor ihren Füßen, etwa vier Meter entfernt und gegen eine heruntergelassene Jalousie gelehnt, liegen zwei Krüppel schlafend und komplett ohne Beine auf Pappkartonresten. Der Hut zwischen ihren Lagern ist fast leer, so früh am Tag ist noch niemand spendabel. Schöne Frauen mit noch schöneren Beinen promenieren an der nächsten Kreuzung in Richtung Arbeit, wie auch immer die Arbeit für solche Wesen aussehen mag. Kioskbesitzer verkaufen in Massen Zigaretten – Porteños rauchen gern und viel und Tabak ist günstig. Die Luft ist voller Verkehrslärm, voller Hupen, voller Stimmen, voller Musik aus den kleinen Läden am Straßenrand. Es ist mein erster Morgen vor Ort und schon japse ich nach Luft. Oder genau deswegen?

Zum Durchschnaufen begeben sich daher weg von diesem rasenden Stillstand, all dem lebenden Chaos in der Stadt. In gehe in die andere Richtung, zu jenen, die nicht mehr rasen und leben, sondern auf ewig ruhen. Der Friedhof von Recoleta beherbergt neben den sterblichen Überresten nationaler Ikonen wie Eva Peron oder Domingo Sarmiento etwas, das hier in

dieser Weltstadt am schwersten zu finden ist: Ruhe. Es ist bezeichnend, dass ich in dieser Stadt erst zu den Toten gehen muss, um für einen Augenblick runterzukommen. Inzwischen bildet der Friedhof eine der touristischen Hauptattraktionen, und doch kann man sich – wenn man mal das Grab Evitas außen vor lässt – stundenlang allein zwischen den auf Gehweghöhe liegenden Toten bewegen und ein ganz anderes Stück Geschichte dieser Nation aufspüren.

Ein Stück, das den Argentinern immer noch mehr als bitter aufstößt. Der Krieg um die *Malvinas*, oder Falkland-Inseln, wie sie von Großbritannien getauft wurden. Warum führte Margaret Thatcher mit so harter Hand einen Krieg, wenn diese Inselgruppe im Atlantik doch nichts beherbergt außer Schafen, noch mehr Schafen und ein paar Schafhirten? Weil hier lange Zeit Ölreserven vermutet wurden, deswegen. Die Besetzung der *Malvinas* sorgt bis heute für ein mehr als unterkühltes Verhältnis zwischen dem britischen Königreich und Argentinien, daran ändert auch die nachwachsende Generation noch nichts. Auf dem Friedhof protzen Gräber der großen Helden dieses und anderer sinnloser Kriege mit verzierten Kreuzen, Marienbildern, persönlichen Inschriften. Die kleinen Helden findet man hier nicht. Recoletas Friedhof ist – wie Buenos Aires im Allgemeinen – nichts für Kleingeister.

Mein Spaziergang durch das Viertel bestätigt diese Einschätzung. Während San Telmo, der Stadtteil meines Hostels, an Südeuropa – am ehesten vielleicht an Neapel oder Sevilla – erinnert, fühle ich mich nun wie in Paris. Galerien, große Hotels, Cafés, hohe Apartmenthäuser mit edlen Fassaden, verzierte Gitter an schmalen Balkons. Obwohl es ein Mittwoch ist, sorgt das sonnige Frühlingswetter für wahre Urlaubsatmosphäre. Touristen bummeln über die Bürgersteige und durch die anliegenden Parks. Die Sonne ist noch wärmer als gestern, die Eisverkäufer reiben sich erfreut die Hände.

Womit wir beim nächsten Thema wären, das sich aufs Papier tröpfeln lässt wie geschmiert, cremig und zuckersüß. Das Eis in Argentinien verdient ein Kapitel für sich, es ist der cremegewordene kühle Traum aller Naschkatzen, das kaloriengesättigte Paradies für sonnige Momente, es ist besser als jedes andere Eis, das ich in meinem Leben probiert habe. Durch den hohen Anteil

italienischer Zuwanderer spielen kulinarische Einflüsse vom fernen Stiefel hier eine riesige Rolle. Ob Pasta und Pizza ihrem Ruf gerecht werden, kann ich (noch) nicht beurteilen. Aber das Eis! Das Eis ist Weltklasse, ich schwöre es. Schleckend mache ich es mir auf einer Bank an der *Plaza Intendente Alvear* bequem und beobachte derweil eine japanische Reisegruppe, die von einem Führer im Marschschritt zum Eingangstor des nahen Friedhofs geleitet wird. Was ist das bloß mit japanischen Touristen? Viele Klischees verblassen oder entpuppen sich als genau das – Klischees – wenn man sie mal näher unter die Lupe nimmt. Komischerweise sind japanische Touristengruppen genauso, wie man sich japanische Touristengruppen vorstellt. Viel zu große Sonnenbrillen, noch größere Kameras in zumeist schmalen Händen, vereinzelt Mundschutz vor dem Gesicht. Zwei Damen halten ihre Köpfe komplett mit kleinen Handtüchern bedeckt, aus Angst vor den UV-Strahlen der südlichen Hemisphäre? Mit Hochgenuss vernichte ich mein Eis, ich schaue, ich schmecke, ich spüre die Sonne. Die Angst von gestern, ganz allein zu sein, weicht für diesen Augenblick einer unbändigen Vorfreude und einer positiven Form von Anspannung. Jetzt gerade fühlt es sich goldrichtig an, ganz allein an einem Mittwoch im Oktober in der argentinischen Hauptstadt zu sitzen. Jetzt gerade gibt es keinen Ort auf der Welt, an dem ich lieber säße.

Gegen Abend kehre ich in mein Hostel zurück. Müde von meinem ersten Tag plane ich nichts Großartiges für den Abend. Vielleicht etwas lesen, E-Mails an ein paar Leute daheim schreiben, davon erzählen, dass ich gut angekommen bin. Nein, besser formuliert, dass ich überhaupt angekommen bin und mein Kopf daran arbeitet, hinterherzukommen. Doch daraus wird nichts. In meinem Achtbettzimmer begegne ich Alan aus Brisbane, Australien. Alan wohnt seit einer Woche im Hostel und wartet auf seinen besten Freund, der momentan noch in Kolumbien festsitzt. Sein Flug wurde gestrichen, warum, scheint noch nicht geklärt. Man munkelt von einer insolventen Fluggesellschaft, die bereits vereinbarte Flüge nun nicht mehr pünktlich durchführen kann. So etwas kommt in Südamerika halt mal vor. Voraussichtlich morgen wird Michael dann aber eintrudeln. Nachdem wir eine Stunde lang auf dem Balkon unseres Zimmers geplaudert und geraucht haben, stößt Vivanne hinzu. Vivanne haust auch in unserem Zimmer und Vivanne ist Französin und da macht es klick bei mir und erst jetzt erinnere

ich mich daran, dass ich Vivanne ohne ihr Wissen heute Morgen bereits eher unangenehm nahegekommen bin.

»Entschuldigt ihr zwei«, sagt sie in einem Französisch angehauchten Englisch, nachdem wir uns per Wangenkuss begrüßt haben, wie es sich für Französinen gehört, »ich bin müde. Könntet ihr unten weitermachen?«

Mir fallen bei ihrer Aussage in Erinnerung an den heutigen Morgen mindestens zwei gute Gründe ein, um laut loszulachen, doch ich kann mich gerade noch beherrschen.

»Ja, ich bin nun mal müde«, lächelt sie zurück und schlägt die Augen so auf, als ob sie genau wüsste, dass ich sie heute früh belauscht habe.

Um sie in Ruhe einschlafen zu lassen, setzen wir Männer uns auf eines der Sofas im Aufenthaltsbereich nahe der Rezeption. Wir trinken Wodka mit Orangensaft. Das war noch nie mein Lieblingsdrink, aber Alan besteht darauf. Er hat nichts anderes auf Lager. Während der Wodka-O meinen Magen wie ein Küchenmixer durcheinanderwirbelt, sprechen wir über Australien, Buenos Aires und das Backpackerleben an sich. Bis Alan plötzlich das Thema anspricht, welches dank Vivanne den Tag für mich eingeläutet hat:

»Ich bin zum ersten Mal für eine lange Zeit in so einem Hostel. Und weißt du, was ich gemerkt habe?«

»Sag es mir.«

»Alle wollen Sex. Andauernd. Letzte Woche komme ich in unser Zimmer und der Kolumbianer von der Rezeption ist mit der Französin zu Gange.«

»Wie bitte?« Ich verschlucke mich an der Wodkaplörrer und muss husten.
»Mit Vivanne?«

»Wer ist Vivanne?«

»Die Französin aus unserem Zimmer. Sie schläft im Bett über mir. Du hast sie vor einer halben Stunde kennengelernt.«

»Ach ja, die. Ich komme also rein, sehe ihn, wie er auf ihr liegt und sie kräftig vögelt.«

Mein darauf folgendes Augenrollen übersieht Alan und fährt ungerührt fort:

»Und gehe wieder nach unten, um noch mehr zu saufen.«

Nun stellen sich mir ein paar Fragen: Bin ich verrückt? Oder die anderen? Bin ich durch meine zuletzt andauernde Phase im normalen Leben daheim zum Spießler mutiert? Oder übertreibt Alan – catching a cool eye – wie ich es mit Anfang zwanzig vielleicht auch getan hätte? Wahrscheinlich überspannt er den Bogen ein wenig; so muss es sein, er trägt halt ein wenig dick auf. Aber leider war das nur das Vorspiel, denn jetzt geht er erst richtig in die Vollen:

»In Hostels sollte es auch nicht wichtig sein, auf wen man normalerweise steht. Reisen bedeutet Freiheit. Mann, Frau, alles egal.«

Er rückt noch näher und sagt mit einem Blick, aus dem neben seiner Libido auch fünf Gläser Wodka-O sprechen:

»Du bist sehr attraktiv.«

Danke für die Blumen, aber ich fahre die andere Linie. Was geht hier ab? Womöglich sitze ich ja gar nicht hier, womöglich sitze ich immer noch im Flugzeug neben Renate und all dies ist nur eine kuriose Fantasie, bevor es tatsächlich losgeht. Na los, zwick dich einfach mal und wach auf. Dann hast du es hinter dir. Los jetzt! Zwick dich.

»Autsch«, huscht es mir über die Lippen.

»Was sagst du?«, fragt Alan sanft, mich herausfordernd betrachtend.

»Tut mir leid, aber ich kann nicht. Ich bin müde, ich gehe lieber mal ins Bett.«

»Wie du willst«, nuschelt Alan und scheint meine Ablehnung auf der Stelle wieder vergessen zu haben. *Wodka-O sei Dank*. Kurz darauf lege ich mich ähnlich überfordert wie am Morgen auf meine unbequeme Matratze, direkt unter Vivanne. Dieser erste Tag hat mich wahrlich kirre gemacht, und nur bei den Toten fühlte ich mich ruhig. Mute ich mir hier zu viel zu? Kann es sein, dass so ein Hostel nichts mehr für mich ist? Ich sehne mich nach Privatsphäre, nach einem Ort, an dem ich durchatmen kann. Mein müder Körper liegt zwar tatsächlich hier in diesem miefigen Zimmer, in diesem klappernden Bett. Doch mein Kopf wünscht sich dauernd woanders hin, egal wohin, Hauptsache irgendwohin, wo ich mich auskenne. Ich schwelge in Gedanken an Zuhause, in Bildern aus meiner Vergangenheit. Dank ihnen schlafe ich ein.

Drei Tage lang wandere ich mir die Füße wund, kreuz und quer, auf und ab. Ein Schuhsohlen-Test de luxe. Ich beobachte das Leben um mich herum und schöpfe den Verdacht, dass meine Seele noch länger brauchen wird, um hinterherzukommen. Selbst beim Besuch einer Kultstätte des Fußballs. Im nahe gelegenen Stadtteil *La Boca* befindet sich die Heimstätte der Boca Juniors, der vielleicht berühmtesten Vereinsmannschaft des Kontinents. Der bekannteste, gefallene Sohn dieser Stadt begann hier seine in Kokain- und Heiligenfantasien endende Karriere: Diego Armando Maradona. Genau wie die Stadt und das ganze Land beschritt Maradona immer einen schmalen Grat, seit er seine Karriere begann. Unbestreitbar ein Genie, ein absoluter Köhner und eines der wenigen Jahrhunderttalente seines Fachs, eben ein ganz großes Original. Und zugleich an diesem Wahnsinn zerbrochen, schlicht übermütig geworden, gar gottgleich in eigenen Augen. Hierzu erzählt man sich in den anderen Ländern Südamerikas gern folgenden Witz:

»Wie begeht ein Argentinier Selbstmord?

Er springt von seinem Ego.«

Doch als ich mich entlang der bunten, mit bemaltem Wellblech umspannten Häuser bewege und auf das Stadion, die »Pralinenschachtel« (*La Bombanera*) zusteuere, wird mir klar, dass Maradona gar nicht anders konnte. Wer aus solchen Straßen kommt und es so weit bringt, bis hin zum Gewinn der Weltmeisterschaft 1986, dem kann schon die eine oder andere Sicherung durchbrennen. *La Boca* war lange ein reines Arbeiter- und Armenviertel. Bis heute werden Touristen davor gewarnt, sich abseits des Stadions in diesem Stadtteil aufzuhalten. Angeblich gibt es sie noch immer, schmale Gassen, in denen Menschen überfallen, ausgeraubt und verletzt zurückgelassen werden. An dem Nachmittag, als ich durch die Straßen und Gassen gehe, fällt es mir schwer, diese Gefahr zu sehen. Was ich sehe, ist ein Stadtteil, der seine ursprüngliche Identität mit letzter Kraft zu bewahren versucht. Denn die bunten Gebäude und der Mythos der Boca Juniors ziehen ganze Busladungen von Pauschaltouristen an. Nach einem kurzen Besuch des Vereinsmuseums betrete ich endlich das Stadion selbst und mich überläuft ein wohliger Schauer. Ich habe schon einige Fußballstadien besucht, selten jedoch war ich vom reinen Anblick einer Arena dermaßen beeindruckt. Es ist gar nicht mal die Größe, sondern der Aberwitz dieser Pralinenschachtel. Auf der einen Längsseite des Fußballfeldes steht nämlich keine Tribüne, sondern eine Art schmales Hochhaus. So müssen die Fassaden von Bürohäusern in den 1960er Jahren ausgesehen haben. Hier sitzen während der Spiele die Kommentatoren, die Prominenten, die Werbeleute. Die anderen drei Seiten aber bestehen aus drei übereinander gestapelten Tribünen, alle in den Vereinsfarben blau-gelb-blau gestrichen. Sie stehen so nah, so direkt am Spielfeld, dass mir allein bei dem Gedanken, wie intensiv die Stimmung während eines ausverkauften Spiels sein muss, eine Gänsehaut über den Rücken kriecht. Über sechzigtausend Porteños lassen sie hier zu den Spielen hinein und bedenkt man, was ich bisher über die Lebensweise der Bewohner gelernt habe, so muss es schier berauschend sein, der Leidenschaft bei einem wichtigen Spiel beizuwohnen. Leider habe ich Pech mit dem Timing, das nächste Heimspiel findet erst in anderthalb Wochen statt. Dann werde ich nicht mehr in der Stadt sein. Schade um die Gänsehaut.

Eines schönen Tages zieht im *Puerto Limon* ein englisches Pärchen auf Wohnungssuche ein und die beiden retten mich ein wenig aus meiner inneren Unruhe, die mich hartnäckig auf Schritt und Tritt begleitet. John und

Patricia kommen aus London, sprechen perfekt Spanisch und möchten gern in Buenos Aires leben – wie so viele andere. Die Suche nach einem Apartment stellt sich wesentlich schwieriger heraus als befürchtet.

John erzählt: »Morgens siehst du eine Anzeige in der Zeitung. Du rufst die Frau an und sie sagt begeistert, die Wohnung sei noch frei. Das sagt sie allen, die bei ihr anrufen. Dann nimmst du eine anderthalbstündige Fahrt durch die Stadt in Kauf, um die Wohnung zu sehen. Die Tür ist verschlossen, niemand vor Ort. Dann rufst du die Dame wieder an, und sie entschuldigt sich. Sie habe sich geirrt, inzwischen sei das Apartment leider schon vergeben.«

Seit zwei Wochen geht es den beiden Dreißigjährigen so und da sie einen Tapetenwechsel wollten, haben sie jetzt also vorerst in San Telmo ihr Lager aufgeschlagen.

»Im Hostel geht es teilweise sehr offenherzig zu«, sage ich.

»Ja, das haben wir gestern gemerkt, als im Nebenzimmer die Tür aufging. Der Kolumbianer von der Rezeption schlich gerade heraus, drinnen stand eine blonde Frau aus Südafrika. Sie war nackt.«

»Aus Südafrika? Hm, wenn wir dieselbe meinen, ist die Frau sogar mit ihrem Freund hier.«

John blickt nervös zu Patricia, die soeben in Richtung Rezeption schleicht, um besagten Kolumbianer um einen Becher Matete zu bitten. Doch als gelernter Psychologe bleibt der Brite relativ gelassen.

»Und du?«, lenkt John schnell in eine andere Richtung ab, während er uns zwei neue Flaschen *Quilmes* Bier öffnet. »Was sind deine Pläne?«

»Ich möchte etwa ein halbes Jahr umherreisen. So weit nach Süden, wie es geht. Doch jetzt, da ich angekommen bin, bin ich die ganze Zeit unruhig, irgendwie kann ich nichts so wach oder so klar sehen oder fühlen, wie ich es gern hätte.«

»Ich verstehe. Zweifelst du an deiner Entscheidung, hierher zu kommen?«

»Um ehrlich zu sein, ich habe keinen blassen Schimmer. Nein. Vielleicht. Ach Scheiße, keine Ahnung. Jedenfalls habe ich jede Menge Respekt vor den nächsten Wochen, und dies, obwohl ich mich in Deutschland monatelang hierauf gefreut hatte.«

»Hm.« John schweigt und starrt gedankenverloren auf den Flaschenhals seines Bieres.

»Hör mal, John«, sage ich und nippe an meinem *Quilmes*, »darf ich dich etwas fragen?«

»Was denn?«

»Bin ich vielleicht verrückt?«

»Oh, das zu beantworten wird teuer.«

Daraufhin grinse ich das Etikett meiner Bierflasche an und murmle:

»Dann vergiss es. Ich weiß es schon.«

Mein Kontakt zu John und Patricia lässt mich bald in eine weitere Facette der Stadt eintauchen, ins hiesige Nachtleben. Ohne Taucherbrille und Sauerstoffgerät ist das gar nicht mal ungefährlich, denn eines steht fest: Das Nachtleben dieser Stadt und ihrer Bewohner erweist sich einer stolzen Weltmetropole würdig. Theater, Varieté, Musicals, Live-Musik in allen erdenklichen Kategorien; das gibt es vielerorts. Was es an wenigen anderen Orten der Welt gibt, sind die irrwitzigen Uhrzeiten, zu denen der gemeine Porteño den Abend einläutet. Das Abendessen beginnt oft ab 22 Uhr, die Bars werden erst ab Mitternacht richtig frequentiert. Die Clubs, und von denen gibt es reichlich, öffnen um 1 Uhr nachts und füllen sich erst eine Stunde später. Das Irrwitzige, das, was all dies von Hamburg, Berlin, Sydney oder Barcelona unterscheidet, deren Nachtleben ich bislang (üb-)erlebt habe, zeigt sich in

zwei Randerscheinungen: a) auch unter der Woche, selbst an einem Montag, sind die Einheimischen bis spät in die Nacht unterwegs und b) sieht man nie und nirgends einen schwer betrunkenen Argentinier. Ihr enormer Stolz und das stete Achtgeben auf die äußere Erscheinung verbietet es ihnen möglicherweise, aus der Rolle zu fallen. Deswegen halten sie so lange durch, deswegen bleiben sie auch gern unter der Woche bis zum frühen Morgen auf den Beinen. Eine Einschränkung muss jedoch erwähnt werden. Bei diesem Durchmachen hilft ihnen ab und an Kokain, das neuerdings vermehrt auf Schmuggelrouten über Bolivien und Paraguay bis an den Río de la Plata gelangt. Die größte Besonderheit im nächtlichen Angebot liegt – neben den in den frühen Morgen verschobenen Stoßzeiten – im Tango. Wieder ein Klischee, das sich mir hier durchaus als Wahrheit präsentiert. Der Tango ist Wahrheit, er verdient seinen Ruf und seine direkte Assoziation mit diesem Land als seinem Geburtsort vollkommen zu Recht. Der Tango ist der einzige Tanz, der genauso auftritt, wie seine Erfinder, die ihn erdachten, sich ihn vorstellten und wie er von jenen Porteños, die ihn und teilweise auch *von ihm* leben, zelebriert wird. Nacht für Nacht, Tag für Tag. In schwere Melancholie getaucht, eitel, intensiv, erotisch, immer auch auf die äußere Wirkung bedacht, zugleich aber im Kern nur auf das direkte Miteinander, die tänzerische Kommunikation zwischen Tänzer und Tänzerin abgestimmt. Bei keinem anderen Tanz verschmelzen die Protagonisten so sehr, so eng miteinander. Salsa ist Sex, Walzer ist spießig, Flamenco ist Leidenschaft und Swing ist Rhythmus – Tango ist Melancholie. Pure Melancholie, die durch zwei miteinander kommunizierende Körper fließt. Das, was in den etwa drei Minuten eines jeweiligen Tanzes passiert, geschieht immer nur dieses eine Mal. Es gibt vorgegebene Schrittfolgen, es gibt Regeln – aber doch ist jeder einzelne Tango anders als der vorhergehende. Es hängt nur davon ab, wie intim, wie nah das jeweilige Paar miteinander umgeht. Es geht weniger um das körperliche, viel mehr um das seelische Verschmelzen der Protagonisten, es ist wie ein langsamer, schwülstiger Seelenfick, den sie da betreiben. Und je näher sich die beiden Protagonisten kommen, desto näher rücken sie an das heran, was den wahren Tango auszeichnet. Das zum ersten Mal in natura zu sehen – mit einem frischen *Mojito* in der Hand – das bringt mich endlich tief ins Herz dieser Stadt.

Am darauffolgenden Sonntag wählt Argentinien ein neues Parlament und damit auch ein neues Staatsoberhaupt. Na ja, sagen wir, die Menschen haben die Möglichkeit, dies zu tun. Ein Wechsel wird nicht erwartet. Die Straßen sind übersät mit Wahlplakaten. Von Bussen, Lastwagen, Bürogebäuden und Kioskwänden lächelt *eine* Frau besonders häufig und mit unschön operierten Lippen den potenziellen Wählern entgegen: Christina Kirchner. Vor etwas mehr als einem Jahr starb ihr Ehemann Néstor und die Presse ist sich sicher, dass dieser Schicksalsschlag die endgültige Garantie für den Erfolg am Wochenende einbringt. Argentinier sind ein stolzes Volk, stolz auf ihre Pampas, ihre Rinder, ihren Fußball und ihre Frauen – aber auf nichts sind sie so stolz wie auf ihre Familien. Wenn ein Todesfall oder ein ähnlich schwerer Verlust eine Familie trifft, ist diese bis auf Weiteres für alle und alles entschuldigt. Die Trauer einer Familie um ihre verstorbenen Liebsten geht weit über das Ausmaß hinaus, das wir in Europa kennen. Buenos Aires beheimatet – gemessen an der Einwohnerzahl – die meisten Psychoanalytiker und Therapeuten weltweit. In einer Stadt, in der das eigene Ego und die große Leidenschaft derart befeuert und kompromisslos ausgelebt wird wie hier, geht vielen bald die Puste aus. Dann wendet man sich an einen der zahlreichen Therapeuten, zumeist in *Villa Freud*, im Stadtteil Palermo. Für kleinere Fälle scheint die Familie das Auffangbecken und der einzige Rückzugsort zu sein. Nur in den eigenen vier Wänden scheinen Porteños ganz sie selbst sein zu können. Die Bürger Argentiniens wissen um das Leid der Familie und der Witwe Kirchner. Sie werden sie am Sonntag nicht nur, aber auch deswegen, erneut in ihrem Amt bestätigen.

Während die letzten Wahlkampagnen laufen und ganze Massen an fahnen-schwenkenden Kirchner-Anhängern durch das Microcentro und La Boca marschieren, bereite ich den nächsten Abschnitt meiner Reise vor, oder besser gesagt, den ersten. Die Stadt gefällt mir, keine Frage, doch es liegt ein weiter Weg vor mir, es gibt so vieles, das ich sehen will. Ich muss mich bewegen. So paradox es anmutet – oftmals finde ich in der Bewegung die Ruhe. Vielleicht werde ich so meine inneren Dämonen, die mich seit der Ankunft gut im Griff halten, ein wenig los? So kaufe ich eine Karte für die Fähre nach

Colonia del Sacramento, auf der anderen Seite des Río de la Plata, hinüber nach Uruguay. Der Kauf der Karte macht mir deutlich, wie sehr ich an meinem Spanisch arbeiten muss. Verstehen klappt einigermaßen gut, aber selbst sprechen? *Vergiss es!* Aber auch das werde ich angehen, sobald mein innerer Speicher wieder leerer ist, leerer und freier für Neues.

Bevor es Zeit für die Abreise ist, besuche ich mit John den wöchentlichen Straßenmarkt in San Telmo. Sonntag für Sonntag zieht er Heerscharen an Müßiggängern und Schnäppchenjägern an und es braucht keine Adleraugen, um zu sehen, warum sie immer wieder kommen. Er ist eine der schönsten und kurzweiligsten Möglichkeiten, einen Sonntag kleinzukriegen. John und ich lassen uns regelrecht einlullen. Abends sitze ich im Hostel auf einem der Sofas, um mich herum bekannte Gesichter dieser ersten Woche, die doch nie richtig kennengelernt wurden. Der Kolumbianer flirtet mit einer Kanadierin, die soeben eincheckt. John und Patricia erzählen von einem weiteren erfolglosen Nachmittag der Wohnungssuche. Vivanne spricht mit mir über ihre Zeit in der französischen Heimat und dass sie nun, da sie hier lebt, nie mehr zurückkehren will. Alan und sein inzwischen eingetroffener Kumpel Michael trinken fleißig Wodka-O und lassen den Joint herumgehen. Alle unterhalten sich lebhaft, während ich dazwischen sitze, die Runde betrachte und mir für einen Wimpernschlag der Gedanke kommt, dass sich die guten Dinge vielleicht doch von allein ergeben, wenn du nur mit dem Strom fließt und die Augen offen hältst. Man darf sich nur nicht verrückt machen lassen, weder von promiskuitiven Kolumbianern oder flirtenden Australiern, noch von dem inneren Gefühl, nicht dazuzugehören. Letztlich kennt doch jeder dieses Gefühl, nehme ich an. In meinem Innern sieht es weiterhin aufgewühlt aus, weiterhin fühle ich mich nicht angekommen. Meine Ängste, meine Sorgen, meine Unruhe – sie erinnern mich zu sehr an meine Zerrissenheit, bevor ich in Frankfurt den Jumbo bestieg. Die Weltkarte auf dem Schreibtisch meiner Oma hat mich hinausgetrieben in die Welt, nur hatte ich als Kind noch nicht kapiert, dass du eines doch immer mitnimmst, dich selbst und deine Geschichte.

Morgen früh soll mein Aufbruch erst richtig beginnen. Über den Río de la Plata hinüber ins kleine, unbekannte Uruguay. Es muss sich etwas ändern,

um mich herum, doch vor allem in mir selbst. Langsam wird es Zeit, den verdammten Schuhlöffel zu finden.

Ganz allein und mit knappem Budget begibt sich Marius auf eine fünfmonatige Reise durch Südamerika. Kurz vor der Abreise ist sein guter Freund Tobi - der mit an Bord sein sollte - verstorben. Während rustikale Busse, Sprachprobleme, widerborstige Zöllner und gefährliche Tiere verlangen, ganz wach im Hier und Jetzt zu sein, bleibt sein Kopf hin- und hergerissen zwischen kurzer Euphorie und der Trauer um seinen Freund. Aber lässt sich auf der Reise vielleicht lernen, mit so einem herben Verlust fertig zu werden?

